

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 37.

Mittwoch, den 12. November.

1924.

(8. Fortsetzung.)

Die Dame im Rollstuhl.

Roman von Sven Elvestad.

(Nachdruck verboten.)

Asbjörn Krag war bereits einen Teil der Treppe hinuntergegangen, doch er hörte noch, welchen Lärm sie machte. Laut rief sie, es wären Diebe im Hause. Sie eilte in das Zimmer, in dem Glauben, sie werde jemand entdecken, der sich dort verborgen hielt. Frau Hage kam herbei und wurde von Frau Habermanns Wortschwall empfangen. Aber Frau Percivaline beteuerte nur, daß sie absolut keine Erklärung dafür habe, wie die Tür geöffnet worden sei. Vielleicht habe Frau Habermann selbst vergessen, sie zu verschließen.

„Unmöglich“, antwortete die tobende Frau, „ich erinnere mich ganz bestimmt, daß ich sie zugeschlossen habe, ich bin viel zu vorsichtig, um dergleichen zu vergessen. Aber hier in der Pension gibt es Diebe oder Spione. Und solchen Gefahren ist ein armes Menschenkind hier ausgesetzt. Das ist wirklich grausam.“

Krag schlich lautlos die Treppe hinunter und überließ es der Wirtin, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Aber in der Haustür hatte er eine unangenehme Begegnung. Da stand Mr. Franklin, der Schärfere von den beiden Amerikanern, offenbar der Leiter der Angelegenheit.

Wehe, wenn Krag einen Moment seine Beherrschung verlor, es bedurfte nicht mehr als eines Blickes, einer kleinen Veränderung seines Gesichtsausdrucks. Das hätte für sein scharfes Auge genügt. Und der Amerikaner beobachtete ihn mit seinem plötzlich erwachten Interesse, während er vorübertrippelte. Mit ausgesuchten Tanzlehrerbewegungen zog Krag den Hut von dem lockigen Kopf. Der Amerikaner dankte abgemessen und hastete einen prüfenden Blick auf die komische Figur.

Aber Krag ließ sich nicht durch ihn beunruhigen. Stolz setzte er seinen Weg fort, als ginge ihn der andere gar nichts an.

Er sollte jedoch bald genug Ursache haben, noch mehr auf seiner Hut zu sein. Der Amerikaner folgte ihm nämlich. Er befestigte sich an seine Fersen mit der scheinbaren Gleichgültigkeit der Zerstreutheit, die charakteristisch ist für jemand, der einen anderen auf der Straße nicht aus dem Auge läßt.

Asbjörn Krag wollte ihn auf die Probe stellen.

Er ging in eine Obsthandlung und kaufte sich eine Apfelsine. Als er nach einigen Minuten wieder herauskam, stand der Amerikaner in emsiger Betrachtung vor einem benachbarten Schaufenster. Er wandte Krag den Rücken und tat, als sähe er ihn nicht. Als dieser jedoch einige Schritte getan hatte, bemerkte er, daß der andere ein Stück hinter ihm ging.

Es war also nicht länger zu bezweifeln. Der Amerikaner hatte Argwohn gegen ihn geschöpft.

Krag hatte durchaus nichts dagegen, sich verdächtig und der Spionage ausgesetzt zu wissen. Es war eine Abwechslung, auch selbst einmal der Verfolgte zu sein. Aber es galt, den Verfolger unbedingt auf die falsche Spur zu leiten und vor allem den Verdacht abzulenken, daß sich hinter der Maske des Tanzlehrers der Detektiv Asbjörn Krag verbarg. Daß der Amerikaner an diese Möglichkeit dachte, fand Krag ganz natürlich.

Ein anderer als Asbjörn Krag hätte sicher seinen Zweck zu erreichen gesucht, indem er einen Weg einge-

schlagen hätte, entgegengesetzt der Richtung, die zu der dem anderen bekannten Wohnung des Detektiv führte. Krag aber sah ein, daß ein solches Verfahren den Verdacht des Verfolgers nur bestärkt hätte.

Er nahm also die Richtung nach seinem Hause. Und plötzlich schlüpfte er in ein Haustor. Als der Amerikaner eine halbe Minute später in demselben Tor stand, war der Tanzlehrer spurlos verschwunden.

Hier hatte Krag nämlich einen seiner Schlupfwinkel. Von hier aus gelangte er durch einen Flur und einen Hof auf eine Straße an der anderen Seite und von da weiter in sein Haus. Diesen Weg benutzte er nun eiligst.

Als er ein wenig atemlos in sein Schlafzimmer trat, begann er sofort in größter Hast seine Verkleidung abzuwerfen.

Er dachte sich selbst an die Stelle des Amerikaners. Wie hätte er gehandelt?

Er hätte natürlich, sobald er die Spur des Verfolgten verloren, diesen in seiner eigenen Wohnung aufgesucht.

Und das tat auch der Amerikaner. Krag hatte seine Demaskierung kaum beendet, und schon hörte er es draußen klingen.

Als seine Haushälterin öffnete, zog er seine Hausjacke an, und als man die Schritte des Amerikaners im Korridor vernahm, lag Asbjörn Krag behaglich ausgestreckt auf der Chaiselongue und rauchte eine Zigarre.

Er hatte diese Zigarre angesteckt, sobald er in die Tür getreten war, und dann während des Umkleidens frisch drauf los gepafft. Der Gast sah ihn also mit einer halb verbrauchten Zigarre liegen. Das machte offenbar auch Eindruck auf ihn.

Asbjörn Krag erhob sich langsam aus seiner bequemen Lage.

Der andere war augenscheinlich nur in der Absicht gekommen, festzustellen, ob der alte Tanzlehrer mit Asbjörn Krag identisch sei, und er hatte womöglich gehofft, ihn mitten bei der Demaskierung zu überraschen.

Aber nun fand er den Detektiv in einer Situation, die einen Strich durch diese Hoffnung machte. Asbjörn Krag seinerseits war begierig zu erfahren, welchen Borwand der Amerikaner nun für seinen Besuch erdenken würde.

„Was gibt mit die Ehre Ihres Besuches, mein Herr?“ fragte er, indem er ihn durch eine Handbewegung aufforderte, Platz zu nehmen. Der Gast setzte sich, räusperte sich und sah den Detektiv von der Seite an.

„Sie haben wohl kaum erwartet, mich so rasch wiederzusehen?“ sagte er.

„Allerdings“, antwortete Krag, „ich hatte überhaupt nicht erwartet, Sie noch einmal zu sehen.“

„Ja, die Umstände bestimmen die Wege der Menschen“, meinte der andere und lachte leise.

Krag erkannte, daß er nur Zeit gewinnen wollte durch seine bedeutungslosen Redensarten.

Aber dann schien er einen Beschluß gefaßt zu haben.

„Ich bedauere“, sagte er, „daß unser erstes Zusammentreffen von so wenig erfreulicher Art war, aber mein Auftrag hier im Lande ist so außerordentlich wichtig, daß ich gezwungen bin, jedem mit dem größten Mißtrauen

zu begegnen, der nach meinem Dazurhalten gegen meine Interessen gerichtete Absichten hegt.“

Krag nickte zum Zeichen des Verständnisses.

„Dann habe ich von Ihnen reden gehört“, fuhr der Amerikaner fort, „und die Auskunft, die ich über Sie einholte, hat in mir den Gedanken geweckt, daß ich Sie nochmals aufsuchen sollte.“

Krag nickte wiederum.

„Ich habe leider noch immer nicht verstanden, was Sie beabsichtigen“, sagte er.

„Ich wünsche“, erklärte der Amerikaner, „mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Und daher ist es notwendig, daß ich Ihnen die Wahrheit sage über die gelähmte Dame im Rollstuhl. Miss Nellie Anderson.“

Elftes Kapitel.

Die Lüge.

„Die Wahrheit über die Dame im Rollstuhl?“ fragte Asbjörn Krag und tat einen Zug aus seiner Zigarre. „Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich nicht weiß, was Sie meinen.“

Krag glaubte erst, es sei die Absicht des Amerikaners, ihn in eine Falle zu locken. Er wollte versuchen, ihn dahin zu bringen, daß er sein Doppelspiel verrate, falls er noch immer den Argwohn hegen sollte, hinter dem langhaarigen Tanzmeister verberge sich der Detektiv.

Der Fremde antwortete:

„Sie haben doch vor nicht gar zu langer Zeit dieser Dame ein auffallendes Interesse bewiesen.“

„Ach, Sie meinen diese Geschichte mit der Pension“, sagte Krag. „Die habe ich tatsächlich bereits vergessen. Es war im übrigen nicht so sehr die Dame im Rollstuhl, kann ich Sie versichern, als Sie selbst und Ihr Kollege, die mich interessierten. Und soweit ich die Sache verstand, haben Sie aus irgendeinem Grund die gelähmte Dame in Ihre Netze locken wollen. Sie ist vielleicht eine reiche Erbin?“

Der Amerikaner schüttelte den Kopf.

„Sie irren“, sagte er.

„Ich gestehe“, erwiderte Krag, „daß ich einen Augenblick den Gedanken hatte, Sie handelten nach Berechnungen, die man im allgemeinen nicht gern von einem Gentleman erwartet. Wenn ich nun höre, daß ich mich irrte, so freut es mich. Wir können also miteinander reden wie ein Gentleman zum anderen.“

Der andere beherrschte nur mit Mühe seinen Zorn.

„Ich hoffe“, sagte er, „daß wir Gelegenheit finden werden, einander noch näher zu treten.“

Asbjörn Krag nickte.

„Wenn keine Liebesgeschichte vorliegt“, meinte er, „so bleiben nicht mehr viele andere Möglichkeiten. Ich dachte mir, daß die Dame im Rollstuhl vielleicht sehr reich sei, und daß Sie, meine Herren, sich dadurch angezogen fühlten. Eine Dame, die mit so vielen Koffern reist, ist natürlich eine Verjuchung für unternehmungslustige Herren.“

Das Gesicht des Amerikaners verriet unbehagliche Gefühle.

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie berechtigt, mich in immer schlimmeren Formen zu beleidigen“, sagte er.

„Das können Sie sich sparen.“

„Runwohl“, Krag lehnte sich bequem in seinen Stuhl zurück, „da ich mich nun mal mit der Sache dieser Dame beschäftigen soll, will ich versuchen, mich für sie zu interessieren, und bin also ganz Ohr, wenn Sie mir von ihr erzählen wollen.“

„Es ist mit wenigen Worten gesagt“, erklärte der Amerikaner, „und ich kann absolut nicht begreifen, daß ein Mann wie Sie, der den Ruf hat, über einen selten scharfen Verstand zu verfügen, noch so völlig im Dunkeln tappt.“

„Ich habe mich ja absolut noch nicht mit der Angelegenheit beschäftigt“, sagte er, „und überdies wissen Sie ja gar nicht, ob ich nicht längst alles durchschaut habe.“

„Das ist kaum möglich“, antwortete der Amerikaner. „Die Sache ist zu merkwürdig. Die gelähmte Dame ist einer eigentümlichen Verfolgung ausgesetzt.“

„Das habe ich erkannt, und die Verfolger sind Sie und Ihr Kollege. Aber lassen Sie mich nun auch die Erklärung hören.“

Der enttäuschte Briefkasten.

Von Friedrich Frelja.

Es war einmal ein Briefkasten, der hatte eine Seele erlangt. Gerade war er in die Mauerwand eingelassen und strahlte glücklich in farbenreicher Gelbheit von seiner Ede über die Strakentreppe, als zu ihm ein junger Mann über den Fahrdamm lief mit einem großen weißen Briefe, der als erster in den neuen Kasten kommen sollte. Das Schreiben barg die Lösung eines wichtigen Problems; eine heiße Arbeitsnacht hatte die letzte Niederschrift erfordert. Als der junge Erfinder den blütenweißen Umschlagiegelte, glaubte er fest daran, er würde die ganze Welt glücklich machen und sich selbst nicht minder. Er zog die dunklen Vorhänge auseinander und öffnete beide Fensterflügel weit, um den Morgen einzuatmen, den Morgen und das Glück.

Da bemerkte er die Arbeiter, die gerade den neuen Kasten angebracht hatten. Sogleich sagte ihm zweifelnde Verzweiflung, alles würde ihm mißraten, wenn es ihm nicht gelänge, seinen Brief, als erster in den goldenen Glückskasten zu werfen. Außer sich vor Angst und Hoffnung stürzte er die Treppe hinab und begann einen Wettlauf mit irgendwem zu dem Briefkasten über die Straße.

Nun wohnte im Neben Hause ein Mädchen, das ebenfalls einen Brief geschrieben hatte. Es war so unglücklich gewesen die ganze Nacht über, so angenehm unglücklich, wie es nur ein junges Mädchen sein kann, das sein Leben für das Wichtigste und Wertvollste auf dieser Erde hält. Es hatte innerlich gebrochen mit seiner Verwandtschaft, mit seiner Freundschaft. Es wollte unbedingt aus der Enge dieser Stadt hinaus. Darum bot es sich für eine Stellung an auf einem Gute im Gebirge. Auch es hatte von seinem Fenster aus den neuen, gelben Briefkasten gesehen, und auch es laubte bestimmt, sein ganzes Lebensalltag würde auf dem Spiele, wenn nicht sein Brief als erster in den Kasten käme. Auch es eilte herbei, so schnell seine Füße es tragen konnten. Der junge Mann und das junge Mädchen erreichten den Briefkasten gleichzeitig. Das junge Mädchen hatte Angst, es könnte verlieren, und schrie: „Nein! Nein!“ Dieser Ruf hemmte seinen Geiner. Beide jungen Leute blieben stehen, atemlos hielten sie sich an dem Briefkasten fest. Beiden schien es, als wüchlen ihre Hände in eine lebendige Masse hinein, die sie nicht mehr loslassen würde. Das war natürlich, denn der Briefkasten war gestrichen mit einer Farbe, die besondere Bindfestigkeit besaß. Ein wenig erschrocken, ein wenig zum Lachen gereizt, sahen Mann und Mädchen einander in die blitzenden Augen. Im gleichen Augenblick fraßen die beiden Mäuler des Kastens die beiden Briefe. Als sie gemeinsam durch die blechernen Zähne von einem zum anderen durch das satternde Metall hindurchtraten, wurden beide Seelen mit einemmal frei von den Zukunftsorgen und Kummermissen der Nacht. Der Lebensstrom des Morgens ran über von einem zum anderen durch das zitternde Metall des staatlichen Postbewahrsers, in dem eine Seele erwachte, eine morgendliche, hehrliche Seele, die mit Schwung, als die beiden Menschenfinder laut lachend einander die gelben Finger zeigten und im Rhythmus eines einenden Marschtrittes mitlammen die Straße hinunterschritten. Auf dem Briefkasten aber blieben die Abdrücke zweier Menschenhände haften, die der Herr Oberregierungsrat Kesselroth, der dritte Briefbringer des Morgens, unwirlich betrachtete. Belebend sagte er zu seinem Sohne Emil, der mit der Schulmappe unter dem Arm neben ihm stand: „Sieh an, immer müssen die Menschen das Schöne verunstalten! Frelja, der Oberregierungsrat konnte dem Briefkasten seine Seele nicht anlehen.“

Der Briefkasten war jung und lebenshungrig. Gierig fraß er mit seinen zwei Mäulern alles, was in ihn hineingestoßt wurde, schmerzige Briefe, Zahlungsmahnungen, Auforderungen zu geschäftlichen Gemeinheiten, nichts lagende Zeilen, Kuppelbriefe, allerhand geistigen Kot einer großen Stadt. Mit einem Klack fielen die Papiere durch seine Blechzähne, mit einem Klack rutschten sie in seinen Magen. Kraft seiner Sehnsucht verdaute er sie alle. Denn er war begierig auf ein ebenso schönes Erlebnis wie das, was seine Seele erweckt hatte. Auf das Schöne zu warten ist ja allen Seelen vorbehalten.

Was halfen dem Briefkasten seine neu aufgetrichenen Farben! Sie lockten doch niemand an. Für die Leute galt er bereits nach drei Monaten als alt. So mußte er sich mit seinem ständig verdorbenen Magen abfinden, wie andere alte Staatsbeamten auch. Seine Stimmung ward abhängig wie die aller älteren Herren, vom Wetter. Er haßte den Vollmond, da er die Erfahrung machte, daß Abersheit und Verlesenheit der Menschen mit ihm zur höchsten Entfaltung gelangten. In dieser Zeit ward kein eiskerner Magen zum Plaken mit Fadhheit und Torheit gefüllt. Regen und Sturm dagegen gewährten ihm eine periodische Erholung. Da stopften die Menschen weniger in seinen Magen. Auch konnte er dann mit seinen Blechzähnen Happern. Das ergab eine rhythmische Musik, auf die er sich nicht wenig einbildete, denn, wie viele Menschen, die an ihrer Seele leiden, hielt er sich für einen heimlichen Künstler. Von nichts geringerem träumte er als von einem Auftreten auf der Kleinkunsthöhne, deren rot erhellten Eingang er abends zwei Strahlen abwärts links geheimnisvoll leuchten sah. Ob! Er kannte die Geheimnisse dieser kleinen Bühne ganz genau. Ging doch ist ihre gesamte Post durch seinen Magen. Auch wäre ihm die Entfernung gerade recht gewesen. Er hätte jeden Abend eine halbe Stunde seinen Staatsdienst schwänzen können.

Eine nicht erfüllte Sehnsucht macht eine Menschenseele nicht besser, viel weniger eine Briefkastenseele. Darum wurde

er täglich grimmiger und seine Zähne täglich härter. Da kam eines Abends ein Mädchen mit ihrem Rehring aus einer Haustür über den Straßendam gelehrt und warf einen Brief in sein knirschendes Maul. Ah! Er fühlte, wie eine kleine warme Hand noch einmal sorglich über seine rothigen Zähne strich. Er verspürte es sofort: Es war ein guter Brief! Ein leicht verdaulicher Brief! Ein Liebesbrief!

Jeden Abend kam das junge Mädchen mit dem Rehring, und bald wußte der Briefkasten um ihre kleine Liebesgeschichte.

Draußen am Park hatte „er“ sie getroffen, am äußeren Friedhof war sie in die Trambahn gestiegen, um in die Stadt zurückzufahren, und „er“ hatte „ih“ mit Geld ausgeholfen. „Er“, dem sie schrieb, war Student, „er“ war blond, „er“ trug eine Brille. Das wußte der Briefkasten.

Das junge Mädchen kam jeden Abend und schob mit der kleinen, warmen, hastigen Hand ihren Brief in das Maul des alten Kastens, den diese Berührung arg erkreute. Monatelang ging das so, und der eiserne Postbewahrer glaubte wieder an Liebe, Treue und Schönheit.

Doch in einer Vollmondnacht kam das junge Mädchen ganz langsam zu dem Briefkasten, der mühsam zwei die Briefe hinunterwürgen mußte. Während er an dem zweiten noch drückte und schluckte, fühlte er, wie das Mädchen sich mit der Brust an ihn lehnte. Ihre volle Stimme jubilierte durch sein Eisen „Willst du!“ Der Briefkasten sah, zu seinem Erschauern, einen jungen Mann ohne Hut mit schwarzen Vorden im Radmantel um die Ecke biegen.

War der blonde Student vergessen? Seine Seele erkannte an dem Magendrücken einen Abgabebrief, ein Rückgabepaket. Es schmolz sein Glaube an Liebe, Schönheit und Treue. Noch hastete des Mädchens Hand tief in seinem Raden, während sie zum zweitenmal jubilierte: „Willst du!“ Da wurde der Briefkasten böse und biss.

„Aufsch!“ schrie das junge Mädchen. „häßlicher alter Briefkasten!“

Der junge Mann im Radmantel befreite sie sorgfältig von den Blechzähnen, küßte ihr die zerbissene Hand und tröstete die Erschrockene.

Voller Entrüstung und Uebeltat hing der Briefkasten in seiner Ecke. Keinen Ton konnte er von sich geben, als das Paar Arm in Arm die Straße hinunterschritt. Pflichtschuldig schauten sie beide zu dem alten Monde empor.

„Kupfer! Kitzler!“ schimpfte der Briefkasten empört. Aber der Mond leuchte ihn höhnend ins hellste Licht. Nun verhärtete der Eisene sich in Pessimismus: mit dem Menschenwad war er fortan fertig. Er begann sich erst wieder zu freuen, als der Wind kam und er mit den Zähnen klappern konnte. Dem Einlamen blieb doch immer noch sein Vornehmstes: die Kunst.

Doch nach acht Tagen, als die Reklamation der gebissenen jungen Dame den Dienstweg zur entscheidenden Stelle emporgeleitet war, kamen Arbeiter, schraubten den Briefkasten ab, verladen ihn und brachten ihn auf den Postspeicher. Da konnte er nun rasten und rosten bei altem Gerumpel. Aber er blieb unzufrieden, denn er war der Leere seines Magens ungewohnt. Er entbehrte die Menschen, gerade weil er sie haßte und verachtete.

Eines Abends beim Sturm sprang die Speicherlute auf und der Wind kam und raselte in seinen Zähnen. „Nein, ich will nicht“, sagte der Briefkasten zu sich selbst. „Ich habe auf die Kunst verzichtet, es macht mir Zahnschmerzen und tut meiner Seele weh.“ Aber der Wind scherte sich nicht darum, er pfliff im Speicher sein Lied und ließ des Briefkastens rothige Zähne klappern, so viel es ihm beliebte. Die Seele ergab sich darin. Wie groß wäre ich geworden“, seufzte der Kasten, „wenn die Menschen meine Bestimmung erkannt hätten. Die Kunst in mir ist stärker als mein Verzicht.“

Berühmtheiten, die nie gelebt haben.

Als Herr Raffke vor einigen Jahren in der Maienblüte der Inflationssünden auftauchte, da war er rasch eine Berühmtheit, die jedermann kannte, aber im ganzen Berliner Adressbuch suchte man seinen Namen vergebens. So viele Raffkes es auch gegeben hat und gibt, er selbst bleibt doch eine Berühmtheit, die nie gelebt hat und schließt sich damit einer langen Reihe von Figuren an, die wir alle im Munde führen, ohne uns ihrer Unwirklichkeit bewusst zu werden. Nicht nur der Zeitgeist hat immer solche Figuren erfunden, sondern im Mittelalter betete man sogar zu Heiligen, die nie gelebt hatten. Von solchen berühmten Leuten der Baa-tastie plaudert Maximilian Müller-Sabusch in „Reclams Universalium“. Schon im 11. Jahrhundert heißt es: Wer in Rom Reliquien von den heiligen Märtyrern Albinus und Rufinus hat, der kann alles durchziehen. Tatsächlich haben diese Heiligen nie das Licht der Welt erblickt, sondern sind erst von den Satirikern geschaffen worden. Ebenso ist die vielberufene Papstin Johanna eine Ausgeburt der Baa-tastie. Im 1290 schrieb der Franzose Rabulfus eine „Historia de Nemine“, eine Geschichte des Niemand. Er behauptete, daß in der Bibel, wenn das lateinische Wort Nem = niemand vorkomme, damit stets eine bestimmte Person gemeint sei. Von dieser merkwürdigen Persönlichkeit ließen sich nun Wunderdinge berichten: „Niemand“ lebte ewig, „Niemand“ hat Gott gesehen, „Niemand“ konnte zween Herren dienen, „Niemand“ durfte zwei Frauen haben usw. Eine Figur, die in den Streitchriften des 16. und 17. Jahrhunderts eine

große Rolle spielt, ist der Pasquino, von dem das Wort pasquill herkommt. Das soll ein wichtiger Schuster gewesen sein, der in Rom lebte; er hatte einen Gegenspieler, der Marforio genannt wurde, nach einer Statue, die auf dem alten Marsforum stand. Die beiden machten sich nun über alles lustig. Solche Figuren, die als Vertreter eines bestimmten Wibes erscheinen, sind dann im 19. Jahrhundert vielfach berühmt geworden. Nach einem von ihnen, Gottlieb Biedermeier, wird sogar jetzt eine ganze Zeitepoche und ein ganzer Stil benannt. Das Urbild dieser Figur ist ein Dichter unwillkürlich komischer Lieder, der Schulmeister Samuel Friedr. Sauter aus Flebingen an der Kraich, den Ludwig Eichrodt unter diesem Namen in die Literatur einführt. Biedermeier wurde eine ständige Gestalt der „Liegenden Blätter“ und trat in die Fußstapfen von Geisele und Beisele, deren wunderliche Reisenabenteuer ebenso viel belacht wurden wie die noch heute fortdauernden Zwiegespräche von Müller und Schulse im „Kladderadatsch“. Der „Kladderadatsch“ hat überhaupt viele Berühmtheiten geschaffen, die nie gelebt haben, wie Leutnant Strudelwitz und Brudelwitz, den Bankier Zwidauer, den verhinderten Dichter Adolar Stint, den ewigen Quartaner Karichen Kiebnid usw. Niemals gelebt hat auch der Fülliger Kutschke, der durch sein „Napoleon“-Gedicht eine ungeheure Beliebtheit erlangte. Als Dichter dieses Liedes stellte sich dann der Fülliger Hoffmann vor, der die Erlaubnis erhielt, den Namen Hoffmann-Kutschke zu führen, so daß also Kutschke, der nie gelebt hat, nachträglich von Staats wegen zu einem künstlichen Leben erweckt wurde.

Frau und Zigarette.

Die Frauen sind wie Äpfel, sie ahnen uns Männer nach.“ Ich will nicht behaupten, daß das nun gerade sehr aalant ausgedrückt ist. Präzise aber auf jeden Fall.

Und was nun die Zigarette anbelangt, die haben wir uns angeeignet aus purer Nachahmung. Denn hinter die Notwendigkeit ihrer Existenz für uns Frauen sind wir eigentlich nie so ganz gekommen. Ist auch nicht nötig.

Ehrlich gestanden: der gewisse Reiz war ausschlaggebend, den eine richtig gewachsene männliche Erscheinung ausübt, wenn sie, gute Mischung von Kraft und Vassigkeit, mit typischer Haltung ihre Zigarette raucht. Wir sind für Außerlichkeiten. Sehr sogar.

Und diese Haltung die spielerische Zerstreutheit mit gewissem Ernst so geheimnisvoll verschmelzen läßt, die hat es uns angetan. Die hat uns nicht ruben lassen.

Ich bin überzeugt, daß die Hälfte aller rauchenden Frauen den eigentlichen Genuß der Zigarette gar nicht kennt (ist auch wieder nicht nötig), weil sie sie nur als Folie für einen schönen Arm, für eine ausdrucksvolle schlante Hand beansprucht. Wir brauchen immer Folie. Wenn dies Motiv nun eine Rolle spielt, gut. Warum soll eine Frau nicht um ihre Reize wissen, sie geht es unterstreichen? Warum soll eine entzündende Tee- oder Koffeinstunde ihr nicht das Recht ausüben, die dünnen blauen Wölkchen wie Sehnüchte über das Gespräch zu ringeln? Der arantigste Whistler kann nichts einzuwenden haben, wenn die Anmut einer Frau sich die Zigarette auf ihre Art zu eigen macht. Sie kleidet. Den herben, blassen Mund. Den vollen, roten. Und wenn sie so ein wenig kindlich geraucht wird — ein entzündendes Bild. Die Zigarette haben und doch einen gewissen Abstand von ihr bewahren, das ist das Geheimnis der geschmackvoll rauchenden Frau. Sich nicht zu intim mit ihr einlassen, das ist der wunde Punkt, um den es im Grunde geht, wenn das Für und Wider um eine rauchende Frau tobt.

Wenn sie sich damit zufrieden gibt, daß die aromatische Berendende als ergänzender Hintergrund ihrer Grazie dient, so kann doch nichts gegen die Qualität der Frau gesagt werden. Sie wird selbstverständlich Maß und Ziel zu halten wissen.

Anders liegen die Dinge, wenn die Frau allen Ernstes den Weitauf mit dem Manne aufnimmt und nun drauflosqualmt wie ein Schlot. Wenn sie „Kette“ raucht und Nitotin durch die Lungen zieht, des Morgens sieht, des Morgens mit der Zigarette aufwacht des Abends mit ihr einschläft. Abgesehen von grundsätzlicher Schädigung. Ich kann mir nicht helfen, ich werde das Gefühl nicht los, daß solche Frauen niemals sich selbst gegenüber ehrlich sein können. Daß ihre Selbsttätigkeit ihnen jedes Gesehnis, jede Handlung so färbt, wie sie es gerade brauchen, denn sonst müßte ihnen die Notwendigkeit ihrer Leidenschaft, das Liebäugeln mit ihrem „Kaster“ verlogener vorkommen. Es ist ja gar nicht wahr (mit einigen Ausnahmen), daß die Frau dem Manne gerade im Zigarettenrauchen nachkommen muß; sie hat den Hauptgenuß ja doch nur darin, daß sie dem Manne nachkommen will. Oder sind die unangenehmen Bilder, die man zuweilen sieht, etwas anderes als eine Bestätigung dieser ackraftigsten Eitelkeit? Auf der Straße, Kappe unterm Arm, passend für zwei, in der Eisenbahn eingeknast zwischen Menschen, Hegelehaft herausfordernd die Zigarette im Munde. Im Genuß von Berg- und Schönheit nichts anderes beobachtend, als daß „sie“ nicht aussieht — ist die Frau einem unweiblicher als irgendwo sonst erschiene.

Das gewisse Geseh der Persönlichkeit, das dem Manne ganz andere Sicherheiten bietet, eben weil er ein Mann ist, existiert für uns Frauen in ganz anderer Form. Wir haben genug zu tun, um es in tausend Varianten durchzusehen, so daß wir es wohl Gott nicht nötig haben, durchaus mit dem Manne Schritt halten zu wollen. E. J.

Welt und Wissen

Wie heiß ist das Erdinnere? Die Temperatur der Erde ist bei uns in etwa 25 Meter Tiefe gleich der mittleren Jahrestemperatur des Beobachtungsortes; von da an nimmt sie soweit man das bis jetzt feststellen konnte, bei rund je 33 Meter weiterer Tiefe um 1 Grad zu. Diese Feststellung ist aber nicht ganz richtig wie genauere Messungen des Geologischen Untersuchungsamtes der Vereinigten Staaten ergeben haben über die in der „Amschau“ berichtet wird. Viele auf der ganzen Erde vorgenommenen Messungen stammen aus Bergwerken, Bohrlöchern und Quellen. Danach ist die Temperatur in den verschiedenen Tiefen großen Schwankungen unterworfen, die auf örtliche Ursachen zurückzuführen sind. So beträgt z. B. in den 1000—1500 Meter tiefen Kupferaruben in der Nähe des kalten Lake Superior in Michigan die Temperatur auf dem Grunde der Gruben 15.55—32.22 Grad, während die durchschnittliche Temperatur der Erdoberfläche nur 6.67 Grad ist. In Süd-Dakota und Nebraska, wo es heiße Quellen gibt, ist die Wärme des Erdinneren schon in einer Tiefe von 11 Meter 27.4 Grad, und in dem vulkanischen Boden von Idaho sogar schon bei 5.5 Meter Tiefe 11 Grad. Die Temperaturen des tiefsten Bohrlochs der Erde, das in dem Erdgas-Gebiet von West-Virginien bis auf 2310 Meter heruntergeht, ist von van Orstrand mit Spezialthermometern gemessen worden. Er maß bis zu einer Tiefe von 670 Meter die Temperatur alle 33 Meter, von da alle 80 Meter. Das Jahresmittel dieser Gegend beträgt 11.7 Grad. Die Ergebnisse stimmen mit denen überein, die bei den Messungen an dem zweitiefsten Bohrloch in derselben Gegend gewonnen wurden. Die Temperatur hier in dem tiefsten Bohrloch um je 1 Grad bei rund 19.8 Meter, in dem zweitiefsten Bohrloch bei 21.3 Meter. Die Verhältnisse sind also nirgends ganz gleichmäßig.

Aus der Geschichte der Laute. Wenn auch die Laute erst in jüngster Zeit bei uns so vollständig geworden ist, so war sie doch schon in früheren Jahrhunderten in Deutschland wohl bekannt. Ja sie blüht auf ein sehr hohes Alter zurück, und es ist sehr lehrreich was Niels Sörnsen in seinem eben erschienenen Werke „Meine Laute“ darüber mitteilt. Darnach wird das Vorhandensein der Laute in Ägypten schon durch uralte Bildwerke aus der 4. Dynastie, d. h. vor etwa 6000 Jahren, bezeugt. Die Araber bezeichneten die Laute als „Schale“ mit „Noud“ was von den Spaniern in Laúd, von den Deutschen in Laute umgebildet wurde. Die mittelalterlichen Minnesänger in der Provence sangen schon zur Laute. Mit dem Minnelang kam auch die Laute nach Deutschland. Von einem Lautenmacher Heins Best in Nürnberg wird aus dem Jahre 1413 berichtet. Man gebrauchte die viel und gern spielte Laute auch im Zusammenhang mit Streich- und Blasinstrumenten. Die Krone aller Lautenmacher war J. S. Bach, selbst ein trefflicher Lautenmacher und Lautenlehrer, dessen Lautenvertonungen aber den Schwannensänger des edlen Tonwerkzeugs bedeuten, da man ihm seither das verbesserte Klavier vorzog. Erst in unseren Tagen hat die Laute dank der Wandervogelbewegung wieder eine fröhliche Auferstehung erfahren, und es bereitet einen seltenen Genuß, einen Meister der Laute wie Niels Sörnsen zu hören oder wenigstens über sein Lieblinginstrument plaudern zu hören.

Der Katzenbuckel. Weshalb macht die Katze einen Buckel, wenn sie sich z. B. von einem Hund bedroht sieht? Manche Zoologen glauben, durch diese Haltung wolle sie ärger, stärker und furchtbarer erscheinen. Nun vermindert diese Haltung aber ihre Sprungbereitschaft ganz erheblich. Der Grund ist auch ein anderer, und Konrad M. v. Uruß erklärt ihn in seinem „Leben mit Tieren“ wie folgt: Jede Kampfbereitschaft wirkt erregend auf alle Hautnerven und Muskeln. Die Katze fühlt instinktiv daß ihr Nacken die einzige Stelle ist, wo sie rasch und fast gänzlich wehrlos gemacht werden kann. Wird sie dort gepackt, so nützen ihr weder die Zähne noch Vorderpfoten, und die Hinterfüße können dorthin nur mit geringer Kraft erhoben werden. Diese gefährlichste Stelle ihres Körpers kann die Katze also nur dadurch einermachen dem Angriff entzählen, daß sie Kopf und Rücken hebt und den Nacken dazwischen herabziehend verdeckt. Alle Katzenfeinde richten aus ertorbter Erfahrung ihren Angriff gegen das Genick der Katze, wie auch sie im Kampf mit einem Hunde stets darauf ausgeht, ihm auf den Nacken springen zu können.

Frauen-Zeitung

Frauen als Barometer. Die Frau ist nicht nur in übertragendem Sinne das Barometer, das die Stimmungen in einem Haushalt am feinsten anzeigt, sondern sie ist auch Barometer im eigentlichen Sinne des Wortes, indem sie für das Wetter ein sehr feines Gefühl hat. Es ist ja eine uralte Erfahrung, daß das weibliche Geschlecht sensibler ist als das männliche, daß es dem Reich der Ahnung und des Unbewußten nähersteht; so besitzt auch die Frau für Witterungsumschläge ein sehr feines Empfinden und gerade die genialsten Frauen sind Witterungseinflüssen im höchsten Maße unterworfen gewesen. Die Briefe der aristokratischen Kabinetsdamen geben dafür ein bezeichnendes Beispiel. Wie andere Leute das Datum, so stellt sie einen kurzen

Wetterbericht an die Spitze ihrer Schreiben, und sie erklärt, daß sie dies tue, damit man aus den Wetterangaben sonst die Stimmung erkennen könne, in der der Brief geschrieben sei. Die erstaunliche Feinfühligkeit der Frauen in Bezug auf die Witterung hebt Thallis Clark in einem Aufsatz hervor, in dem sie sehr interessante Beobachtungen mitteilt. „Sehr häufig“, schreibt sie, „kann man von Frauen die Bemerkung hören: „Ich weiß schon, wenn Ostwind ist ohne die Nase zum Fenster hinausgesteckt zu haben, denn dann fühle ich mich so schlecht und reizbar.“ Andere wieder meinen: „Wenn ich am Morgen aufwache, so wüßte ich sofort, ob Westwind herrscht. Dann ist eine gewisse Weichheit in der Luft, die mir ein leichtes und glückliches Gefühl erregt. Mein Haar ist glänzender und läßt sich leichter aufsteden als zu anderen Zeiten, und ich habe die Empfindung, daß ich nie so gut aussehe wie bei Westwind.“ Der Zustand des Frauenhaars ist wohl das beste Barometer, das die Frau für die Wetterbeobachtung hat. Es gibt Damen, die sogar behaupten, sie könnten immer vorauslagen, wenn es regnen wird, weil sich dann ihr Haar sehr viel deutlicher in natürliche Wellen legt als sonst. Das eigentümliche Knistern des Haars, das man am Morgen beim Frisieren wahrnimmt, kündigt im Winter trodene Kälte an. Andere Frauen wieder, die als solche mensichliche Barometer gelten können, wüßten in ihren Augen eine gewisse Ermüdung und Spannung bevor es schneit. Die Frauen, die sich besonders wohl fühlen, wenn Schnee in der Luft liegt, sind selten, denn die Schneeluft ruft auf der Haut eine Empfindung der Trockenheit und Rauheit hervor und erregt manchmal sogar ein recht unangenehmes Brennen. Aufgefrorene Lippen sind ein anderes Anzeichen der Witterung, das man an Frauen wahrnehmen kann. Man bekommt aufgefrorene Haut am häufigsten bei Nordostwind, und da die Lippen der Frau besonders leicht angegriffen werden, so kann man an ihnen deutlich das Auftreten dieses Windes erkennen.“

Hygiene u. Heilkunde

Der Krebserreger gefunden? In Berlin fand im Kaiserin-Friedrichs-Haus für ärztliche Fortbildung unter dem Vorsitz von Geheimrat Rolentfeld (Breslau) die vierte Tagung der Gesellschaft für Verdauungs- und Stoffwechselforschungen mit Vorträgen der Geheimräte v. Wassermann und Blumenthal über die Diagnostik des Krebses im Bereiche des Verdauungsstrangs statt. Die „Vollständige Zeitung“ berichtet über diese Tagung: Geheimrat von Wassermann beschränkte sich in seinem Vortrag auf die Serodiagnostik der bösartigen Geschwülste. Geheimrat Blumenthal berichtete über Züchtungen von Bazillen in Reinkultur aus menschlichen Krebsgeschwülsten. Die ihm mit seinen Mitarbeitern Hans Auler und Paula Meyer gelungen sind, und mit denen er Krebs bei Tieren zu erzeugen vermochte. Es sind bisher aus sechzehn Fällen von Menschenkrebs drei verschiedene Bazillen gefunden worden, mit denen es gelang, bösartige Geschwülste bei Tieren hervorzurufen, die Lohrergergeschwülste ergeben sich auf die gleiche Tierart verpflanzen lassen und geschwürig zerfallen, also histologisch und Krebsgeschwülsten gleichen. Bisher gelang es, zwei verschiedene Geschwülste bis zur achten Generation zu züchten. Damit die Geschwülste sich entwickelten, war der Zusatz von einem Reizmittel: „Kieselsäure“ nötig. Daraus geht hervor, daß ein weiterer Faktor außer den Bazillen für die Geschwülste in Betracht kommt; d. h. der von außen kommende Reiz und die innere Disposition müssen zusammenwirken, wenn Krebs entstehen soll. Blumenthal glaubt nun nicht, „den Krebserreger“ gefunden zu haben, sondern eine Gruppe von Krebs-erregenden Bakterien.

Reise u. Verkehr

Die großen Veranstaltungen in Deutschland für 1925. Die Reichszentrale für Deutsche Verkehrsverbände beabsichtigt zur Belebung des Fremdenverkehrs, insbesondere des Verkehrs aus dem Auslande nach Deutschland, wie schon für den Sommer 1922, so auch für das kommende Jahr, ein Programm der wichtigsten Veranstaltungen herauszugeben. Hierfür ist die möglichst rechtzeitige Bekanntgabe der Ausstellungen, Messen der wirtlichen Veranstaltungen, Festspiele usw. aller Veranstaltungen, die Anbruch darauf erheben können, insbesondere auch vom Auslande begehrt zu werden, dringend erforderlich. Die Reichszentrale für Deutsche Verkehrsverbände, Berlin W. 35, Potsdamer Privatstraße 121 b, bittet daher, alle an der Auslandspropaganda interessierten Kreise um rascheste Mitteilung ihres Sommerprogramms für das Jahr 1925.

Ursprung der Bezeichnung Restaurant. Nur wenigen Deutschen dürfte es bekannt sein, daß die Bezeichnung Restaurant ursprünglich die Benennung für eine besonders stark eingelochte Fleischbrühe war, die in Paris in einer Gaststätte gereicht wurde. Der Wirt dieses Gasthauses hieß Boulanger, der im Jahre 1765 erstmalig das Wort Restaurant über der Eingangstür seines Speisehauses — oder, besser gesagt, seiner Garüche — anbringen ließ. Von hier aus zog die Bezeichnung im Fluge über die ganze Welt.